

Abend = Zeitung.

Achtunddreißigster Jahrgang.

Neue Folge: Viertes Jahrgang.

No. 7.

Donnerstag, den 10. August.

1854.


Zwei Frauen.

Novelle

von

Ferdinand Gleich.

I.

n einem kleinen Orte ist die Ankunft eines Fremden ein Ereigniß, das für lange Zeit den in ewigem Einerlei lebenden Bewohnern reichen Stoff zu Unterhaltungen und Betrachtungen giebt. Die durch einen solchen Ankömmling auf das Höchste gespannte Neugier sucht durch oft ziemlich naive oder sogar indiscrete Fragen ihren Durst zu stillen; bleiben dergleichen Forschungen jedoch ohne den gewünschten Erfolg, ist der Fremde nicht sehr redselig und mittheilsam, oder zieht er sich gar von dem kleinen öffentlichen Leben zurück, so muß die Phantasie das Fehlende ersetzen: man ergeht sich in Vermuthungen, es entstehen Gerüchte, die — gleichviel ob begründet oder nicht — bald für unumstößliche Wahrheit angenommen werden.

Die ehrbaren Bürger des thüringenschen Städtchens R*, welche allabendlich im Gasthof zum rothen Ochsen sich bei Bier, Tabak, Kartenspiel und nicht sehr hoch oder tief gehender Unterhaltung erholten, hörten an einem unfreundlichen Novemberabend des Jahres 1831 zu ungewöhnlicher Zeit einen Postillon in der Stadt blasen und bald darauf einen Wagen vor dem Hause vorfahren. Die Glocke, welche die Ankunft von Reisenden zu verkünden pflegte, ertönte, alle dienstbaren Geister des Gasthofes geriethen in

Bewegung und die Werkzeuge der Bürger waren erwartungsvoll nach der Thür des Gastzimmers gerichtet, denn nicht allzu oft geschah es, daß Reisende sich in dieser ziemlich abgelegenen Gegend, namentlich bei so weit vorgerückter Jahreszeit, sehen ließen.

Bald trat ein junger Mann von schlankem, kräftigem Wuchs ein und grüßte höflich die ihn mit offenem Auge und Mund anstarrenden Bürger. Das Gesicht des Fremden war schön und edel zu nennen, doch schienen bereits Kummer und Schmerz ihre Spuren in diesen Zügen zurückgelassen zu haben, eine auffallende Blässe bedeckte dieses Antlitz, welche gegen das lange Haar und einen mächtigen Schnurr- und Kinnbart noch mehr hervortrat. Diesem Fremden folgte ein älterer Mann, dem man trotz des umhüllenden Mantels sofort den Soldaten ansah. Er hatte graues Haar, einen ächt militairischen, probemäßigen Schnurrbart und ein scharf markirtes, vom Wetter gebräunt Gesicht; sein grimmiges Ansehen wurde jedoch durch die besorgten, fast zärtlichen Blicke gemildert, mit denen er ein schlafendes kleines Mädchen von etwa ein bis zwei Jahren betrachtete, das er dicht in seinen grauen Militairmantel gewickelt auf dem Arm trug.

Nachdem Herr Seidel, der Wirth zum rothen Ochsen, mit ehrerbietig abgezogenem Käppchen die Reisenden begrüßt hatte, verlangte der junge Mann ein Zimmer mit zwei Betten und ein Abendessen.

„Aber wo soll denn das Kleine bleiben?“ fragte Herr Seidel und sämtliche Gäste warteten mit Spannung auf des Fremden Antwort.

„Ich führe ein kleines Feldbett für das Kind bei mir,“ entgegnete der Reisende.

„Kann Ihnen meine Frau vielleicht wegen des Kindes behülflich sein?“

„Ich danke Ihnen; mein Begleiter hier sorgt schon für Alles.“

Als die Reisenden sich auf ihr Zimmer verfügt hatten, schüttelten die Bürger in der Gaststube des rothen Ochsen bedenklich die Köpfe. Das war ihnen noch nicht vorgekommen: zwei Männer, von denen der eine gar Soldat war, mit einem kleinen Kinde auf der Reise! Man erschöpfte sich in Vermuthungen, wer die Reisenden wohl sein möchten, es wurden die seltsamsten Hypothesen aufgestellt und bestritten, bis endlich der Schneidermeister Springhas — ein schlauer Kopf und großer Politiker — äußerte, die Fremden müßten polnische Flüchtlinge sein. Als ihm entgegengehalten wurde, daß der junge Mann sehr gut deutsch gesprochen habe, behauptete der Schneider im Gefühl seines geistigen Uebergewichtes, die slavischen Völker, zu denen die Polen auch gehörten, lernten fremde Sprachen so leicht, daß man ihnen die Ausländer beim Sprechen gar nicht anmerke.

„Ach was!“ meinte der dicke Seifenfedermeister Leupold, „es werden wohl Puppen-Comödianten oder Taschenspieler sein, die hier auf dem Rathhause spielen wollen.“

Diese Ansicht erhielt, trotz des eifrigen Protestirens des gelehrten Schneidermeisters, allseitige Billigung, denn eines Theils freuten sich die Bürger schon auf das Spectakel, das ihnen so in Aussicht gestellt war, anderen Theils setzte diese Annahme die Fremden in ihrer bürgerlichen Ehre herab — wenigstens nach den Begriffen unserer gemüthlichen Kleinstädter — und das Eine pflegt beschränkten Menschen so angenehm, wie das Andere zu sein.

Endlich trat Herr Seidel mit einem großen Buche im Arm wieder ins Zimmer und rief:

„Hier stehen die Namen der fremden Herren; sie haben sich nach unseren neuen Gesetzen ins Fremdenbuch einschreiben müssen. Der Jüngere heißt Friedrich Börner und der Aeltere Christian Krackheim.“

„Und ihr Stand und Character?“ erscholl es in choro.

„Das kann ich nicht recht verstehen; der Aeltere

ist königlich preussischer Wachtmeister a. D., aber der Jüngere hat da Worte hingeschrieben, die ich nicht lesen kann.“

„Nun zeigt einmal her,“ rief Schneider Springhas — „das heißt Dr. phil. — auf deutsch: ein sehr gelehrter Doctor — und Particulier — auf deutsch: ein Mann, der von seinen Zinsen lebt.“

„Ach so, ein gelehrter und vornehmer Herr,“ rief der Wirth; „aber das Kind — ein solches nimmt man doch nicht mit auf die Reise, wenn man so viel Geld hat und bloß zum Vergnügen reist!“

„Ja ja das Kind,“ meinten auch die Anderen kopfschüttelnd, „damit muß es doch wohl seine besondere Bewandniß haben!“

Wir überlassen die guten Bürger ihren Vermuthungen und Zweifeln und sagen nur, daß am nächsten Tage auch die Neugier der Honoratioren des Städtchens lebhaft erregt, leider aber gar nicht befriedigt wurde. Herr Dr. Börner war in aller Frühe zu dem Herrn Bürgermeister gegangen und hatte mit diesem eine lange Conferenz gehabt, in Folge deren er das Haus und den Garten der unlängst verstorbenen Frau Stadtrichterin kaufte, wie man hörte auch sofort baar bezahlte, und um das Bürgerrecht anhielt, das man einem so reichen Manne auch ohne Weiteres gewährte. Weiter aber erfuhr man über den Dr. Börner nichts, da derselbe keinen Umgang suchte und wünschte, und auch der Herr Bürgermeister discret genug war, das was ihm etwa anvertraut worden, nicht auszulaudern.

2.

Für unsere Leser darf jedoch die Geschichte des Dr. Börner kein Geheimniß bleiben. Man wird bald sehen, daß die Zurückgezogenheit, in welcher er seit seiner Niederlassung in K* lebte, nicht Egoismus oder Menschenhaß zu Grund hatte.

Friedrich Börner war der Sohn eines geachteten Gelehrten in Berlin, der ihm eine vortreffliche, bald die herrlichsten Früchte tragende Erziehung gab. Friedrich widmete sich mit großer Vorliebe dem Studium der Naturwissenschaften; sein reicher philosophischer Geist fand in diesen die meiste Befriedigung. Kaum zur Universität gegangen verlor er seinen Vater, der ihm so gut wie nichts hinterlassen

konnte. Von nun an hatte Friedrich oft mit recht bitterer Noth zu kämpfen, denn er stand allein, ohne Anhalt an die Familie, ohne Protection da, welche letztere er sich auch nicht zu verschaffen verstand. Trotz eines glänzend absolvirten Examens gelang es ihm nicht, eine Stellung zu erlangen; kümmerlich mußte er sich durch Unterrichtgeben und Correcturenlesen erhalten. Sein reiches Wissen vermochte er bei seinem übrigens unpractischen Wesen nicht zu verwerthen, während viele seiner Studiengenossen mit weit weniger Positivem sich bald in die Höhe schwingen.

Eines Abends, als Friedrich durch Geschäfte in eine etwas einsamere Gegend Berlins geführt wurde, hörte er plötzlich den Hülfseruf einer weiblichen Stimme. Er eilte dem Orte zu, woher das Geschrei kam, und fand hier einen Mann, der ein junges Mädchen festhielt. Durch einen kräftigen Faustschlag in das Gesicht des Fremden, der nach empfangener Lectioe sogleich die Flucht ergriff, befreite Friedrich das Mädchen, das zitternd und sprachlos vor Schrecken vor seinem Retter stehen blieb. Friedrich bot ihr seine Begleitung an, die auch fast willenlos angenommen wurde. Die Fremde war anständig aber sehr einfach gekleidet, und Friedrich bemerkte beim Scheine der Straßenlaterne, daß sie von einer nicht gewöhnlichen Schönheit war. Als sich das junge Mädchen etwas erholt hatte, erzählte sie ihm, wie sie auf dem Heimwege „aus dem Geschäft“ — sie war Putzmacherin — von dem zudringlichen Menschen wäre angehalten worden und wie er ihr ungebührliche Anträge gemacht habe. Als sie ihn aber abgewiesen, habe er Gewalt brauchen wollen, und ohne Friedrichs Dazwischenkunft wäre sie sicher den ärgsten Mißhandlungen preisgegeben gewesen.

Friedrich erfuhr ferner, daß die Putzmacherin Marie Rübner hieß, eine Waise war und bei einer alten Tante, ihrer zweiten Mutter, wohnte. In ihrer unschuldsvollen Naivetät bat sie Friedrich, an der Hausthür angelangt, ihr zu ihrer Tante zu folgen, die sich gewiß recht freuen würde, ihn kennen zu lernen. Friedrich fühlte sich so angezogen von dem reizenden Mädchen, daß er gern dieser Bitte nachgab.

Marie führte ihren neuen Freund in ein reinliches Stübchen im dritten Stockwerk des Hinter-

hauses, wo eine bejahrte Frau — die Tante — bereits ein einfaches Abendessen aufgetragen hatte. Als diese die Veranlassung des Besuchs erfuhr, konnte sie dem jungen Manne ihren Dank nicht lebhaft genug aussprechen. Er mußte zum Abendessen bleiben und hatte während dem Gelegenheit genug, in einer ihm bis jetzt ganz unbekannt gewesenen Sphäre Beobachtungen anzustellen.

Als Marie ihren Hut und Shawl ablegte, sah er erst, wie lieblich und reizend diese Tochter des Volkes war. Sie war von mittlerer weiblicher Größe, tadellos gewachsen, ihre Händchen waren fein und weiß, ihr niedliches Köpfschen war mit schönen, vollen, dunkelblonden Locken geziert, auf ihrem Gesichtchen strahlte aller weiblicher Liebreiz. Sie sah Friedrich mit ihren großen blauen Augen so unbesfangen und so freundlich an, daß er nicht ohne Beklemmung zu ihr aufblicken konnte. Er mußte versprechen, recht oft wieder zu kommen und wir glauben, daß ihm dies nicht allzuschwer wurde, er erbot sich vielmehr, Marien alle Abende nach Hause zu begleiten, damit ihr nicht wieder ein solcher Unfall begegne, wie heute. Nach einigem Sträuben wurde dieses Anerbieten angenommen, und selbst die Tante meinte, einem so gelehrten und artigen Herrn könne man schon sein Kind anvertrauen.

Von dieser Zeit an lebte Friedrich in einem Meer von Glückseligkeit, denn daß sich ein herzliches Liebesverhältniß zwischen den beiden jungen Leuten entspann, bedarf wohl kaum einer Erwähnung. Es war ihm seine einzige, aber auch so schöne Erholung, wenn er die Abende mit der Geliebten zubringen konnte, die zu ihm als einen geistig so hoch stehenden Manne mit der größten Verehrung aufblickte und ihn doch so innig liebte. Mit verdoppeltem Eifer arbeitete er nun, um sich eine Existenz zu gründen, um dem geliebten Mädchen einst ein angenehmes und sorgenfreies Leben bereiten zu können. Doch wollte ihm das nicht so schnell gelingen und es verging fast ein Jahr, als die Tante plötzlich erkrankte und bald darauf für immer aus dem kleinen, so glücklichen Kreise schied. Sterbend empfahl sie den Liebling ihres Herzens noch dem Schutze Friedrichs und ermahnte die Liebenden, ihr Verhältniß stets so rein wie bisher zu halten, und ein so ehrenwerther Charakter wie Friedrich vermochte dieses in

die Hand der Scheidenden gegebene Gelöbniß zu erfüllen.

Friedrich fühlte nach diesem Todesfalle noch mehr die heilige Verpflichtung, dem armen verlassenen Mädchen eine Stütze, ein Schutz zu sein; er that Alles nur für sie — der Gedanke an sie und ihr Glück beschäftigte ihn fortwährend, er unterzog sich gern der weniger angenehmen Arbeiten, zu denen er oft zur Herbeischaffung des Lebensunterhaltes genöthigt wurde.

Noch für lange Zeit würde aber Friedrich seine und Mariens sehnlichste Wünsche unerfüllt gesehen haben, wenn nicht ein, für Beide allerdings' sehr schmerzliches, unerwartetes Ereigniß die Liebenden ans Ziel geführt hätte.

Friedrich hatte einen Freund Namens Karl v. H., der ein junger Artillerie-Officier und ebenso arm wie unser Held sich sehr an diesen angeschlossen hatte. Zwischen diesen Freunden gab es kein Geheimniß und oft hatte Karl geäußert:

„Ich werde wohl noch Dein und Mariens Glück herbeiführen müssen, denn Du, Friedrich, bist viel zu unpractisch und Dein ganzes großes Wissen, Dein ganzer Fleiß wird Dir deshalb nicht viel helfen.“

Leider mußte Karl das Glück seiner Freunde auf eine Art begründen, an die er wohl schwerlich gedacht haben mochte, als er obige Worte sprach.

Karl hatte eine Ehrensache mit einem Kameraden auszufechten, bei der ihm Friedrich als Secundant diente. Das Schicksal wollte, daß die mörderische Kugel Karls treue Brust durchbohrte. Sterbend empfahl er dem Freunde seinen alten treuen Diener, den Wachtmeister Christian Krackheim, der schon unter Karls Vater gedient hatte und auch den Sohn selbst dann nicht verlassen wollte, als die Familie v. H. ihr Vermögen einbüßte. Zugleich übergab Karl an Friedrich ein Lotterieloos und meinte lächelnd:

„Ich hatte dieses Loos für Euch, für Dich und Deine Braut, genommen. Vielleicht gewinnt es und ich löse dadurch mein gegebenes Versprechen, Euer Glück herbeizuführen. Gewinnt es aber nicht, so hebe dieses Stückchen Papier zu meinem Gedächtniß auf und betrachte es als ein Denkmal treuer, inniger Freundschaft — doch ich habe eine Ahnung, es wird gewinnen!“

Der Sterbende hatte gut prophezeit: das Loos gewann und da Karl der letzte Sprößling seiner alten Familie gewesen war, durfte sich Friedrich als rechtmäßigen Eigenthümer des nicht unbedeutenden Vermögens ansehen, für den er auch von der Behörde anerkannt wurde. Er bewahrte treu das Andenken an den Freund und beklagte dessen Tod jetzt um so mehr, da das große Vermögen ihn, den Gestorbenen, zugleich mit seinen Freunden hätte glücklich machen können.

Friedrich sah sich endlich am Ziele. Nach einigen Monaten der aufrichtigsten Trauer um den verlorenen Freund, und nachdem er die gesetzliche Strafe wegen seiner Bethheiligung an dem unglücklichen Zweikampf abgebüßt hatte, führte er die so lange und so treu Geliebte als Gattin in sein Haus. Der alte Christian, der natürlich als eine Art von Haushofmeister bei Friedrich blieb, übertrug die Liebe und Anhänglichkeit, die er für seinen verstorbenen Herrn gehegt hatte, auf den neuen und besonders auf dessen junge Gattin. Er wollte es sich nicht nehmen lassen, alle häuslichen Geschäfte allein zu besorgen, und es kostete viele Mühe, ihn davon zu überzeugen, daß die junge Frau zu ihrer persönlichen Bedienung eines weiblichen Wesens bedürfe. Nach Christians Ansicht war ein gedienter Soldat für Alles befähigt, er fühlte sich daher sehr gekränkt und zurückgesetzt, daß ihm in der Küche und in dem Zimmer der Frau zwei schnippische Berliner Dienstmädchen vorgezogen wurden. Er haßte diese beiden Mädchen auch von ganzer Seele, hielt sie kraft seines Amtes als Haushofmeister unter der strengsten Zucht und Ordnung, und alle weiblichen Schmeichelnkünste, alle guten und bösen Worte blieben bei dem alten Murrkopf ohne Erfolg.

Das junge Paar lebte in vollkommenster Glückseligkeit — sie sahen ja ihre schönsten Träume in unerwartet glänzender Weise erfüllt. Friedrich konnte nun ungestört seinen wissenschaftlichen Studien leben. Er brauchte die Wissenschaft nicht mehr als Brod-erwerb zu treiben und überließ sich ganz der Forschung auf dem Gebiete der Natur. Ein Werk, das er zu dieser Zeit vollendete, machte der Neuheit der darin enthaltenen Ideen wegen in der gelehrten Welt vieles Aufsehen; der Verfasser desselben wurde eines Tags durch die Zuschrift einer auswärtigen Univer-

ität überrascht, welche ihm das Ehrendiplom eines Doctors der Philosophie übersandte.

Das erste Jahr dieser glücklichen Ehe war im Vollgenuß das reinsten Glückes vergangen, als Marie ihrem Gatten mit Erröthen gestand, daß sie sich Mutter fühle. Durch ein solches, in der Familie so höchst wichtiges Ereigniß wird zwischen Menschen von Herz und Gemüth das Band der Liebe noch fester geknüpft, das Glück eines so innigen Bundes, wie es der einer aus uneigennützigster Liebe geschlossenen Ehe ist, vollendet. Mit ängstlicher und doch so befehlender Erwartung sahen Friedrich und Marie dem entscheidenden Augenblicke entgegen. Wie es aber oft Bestimmung zu sein scheint, daß gerade die Menschen, welche eine so edle und reine Glückseligkeit am höchsten zu schätzen wissen und sie mehr als viele andere verdienen, nicht lange und nicht ungetrübt sich derselben erfreuen sollen, so geschah es auch hier. Marie gab einem Töchterchen das Leben um den Preis ihres eigenen . . .

Friedrichs Schmerz war grenzenlos, als er sich für ewig von dem Wesen getrennt sah, das ihm der leuchtende Stern seines Daseins gewesen war, das er mehr als sich selbst geliebt hatte. Eine tiefe Schwermuth bemächtigte sich seiner — sein einziger Trost blieb das holde Kind, das der unvergeßlichen Mutter theure Züge trug und lächelnd in seiner Wiege lag, nicht ahnend, welchen Schmerz sein Eintritt in das Leben veranlaßt hatte.

Den Anblick aller der Orte, die so oft Zeugen seines so bald wieder entschwundenen Glückes gewesen waren, konnte Friedrich nicht mehr ertragen . . . er verließ Berlin für immer und zog sich mit seinem Kinde, das den Namen seiner Mutter erhalten hatte, und mit dem alten Christian, der nicht an die dahingegangene Herrin denken konnte, ohne daß ihm die Thränen über seine verwitterte Wange und den grauen Schnurrbart herabrollten, nach dem am Fuße des thüringer Waldes gelegenen Städtchen R* zurück, wo wir ihm im Gasthose zum rothen Ochsen zuerst begegneten und wo er sich in stiller Zurückgezogenheit ganz der Erziehung der kleinen Marie und den Forschungen in dem Buche der Natur widmete.

3.

Das Haus, welches Friedrich Börner in R* bewohnte, lag am äußersten Ende der Stadt in einem

von der sorgsamten Hand Christians wohlgepflegten Garten. Es war bequem und wohnlich eingerichtet, und Christian versah mit militairischer Pünktlichkeit und Gewissenhaftigkeit alle häuslichen Geschäfte ohne irgend eine Beihülfe. Er war der Gerberuß, der keinem Fremden, außer dem oft große Pakete mit Büchern bringenden Postboten und zuweilen dem Schneider Springhas, dem Schuhmacher und anderen dergleichen unentbehrlichen Personen, den Eintritt gestattete und mit Niemandem mehr sprach, als unumgänglich nöthig war. Den Herrn selbst bekam man nur zu sehen, wenn er seine botanischen Excursionen in das Gebirg machte oder wenn er an schönen Sommerabenden mit Christian, der die kleine Marie auf dem Arm trug, in dem Garten sich erging.

Der alte Soldat war während des ganzen Tages nicht weniger beschäftigt, als sein Herr. Er ging selbst mit einem Handkorb auf den Markt, um die nöthigen Einkäufe zu machen, war zugleich Koch, Wäscher, Kinderwärter, Gärtner — kurz Alles in Allem. Friedrich beschäftigte sich den Tag über mit seinen Studien oder war oft stundenlang in den Anblick seiner Tochter verloren, deren kindlichen Spielen der ernste Gelehrte mit der zärtlichsten Theilnahme zusehen konnte. Er und Christian erzogen das Kind nach ihrer Weise. Letzterer hütete es, während der Herr arbeitete, mit der Sorgfalt einer treuen Wärterin. Er schämte sich nicht der kleinsten Dienste, von ihm hatte Marie laufen und sprechen gelernt, er erzählte ihr lange und schreckliche Geschichten von seinen Kriegsthaten, von Räubern, Geispenstern &c. Oft stand er des Nachts auf und trug die Kleine im tiefsten Basse singend umher, um sie zu beruhigen und zum Schlafen zu bringen. Friedrich hatte einige Male geäußert, es wäre doch wohl gut, wenn eine Wärterin für das Kind angenommen würde, damit der Alte wenigstens des Nachts durch ungestörten Schlaf sich von seinen mühseligen täglichen Beschäftigungen erholen könne, stets aber hatte Christian sich so entschieden gegen diese wohlgemeinten Vorschläge erklärt, daß der Herr immer wieder nachgeben und ihn bei seinem freiwillig gewählten Berufe lassen mußte. Christian pflegte bei solchen Gelegenheiten zu sagen:

„Ich habe mein Lebenslang nur für die gelebt, die ich liebte: erst habe ich Tag und Nacht für

meinen König gewacht (dessen Namen Christian nur aussprach, indem er die Hand mit militärischem Gruße an seine alte Feldmütze legte) — ich habe mich für ihn herumgeschlagen und manchem braven französischen Burschen den Garaus gemacht, und als man mich alten Kerl nicht mehr brauchen konnte, habe ich meinem Herrn das Pferd, die Stiefeln, die Knöpfe und den Säbel gepußt, und seit er auf Ehrenwache beim lieben Gott commandirt ist, diene ich Ihnen und meiner kleinen Marie. Und so soll es auch, so Gott will, bleiben bis auch ich zur großen Armee einberufen werde. Mein braver Lieutenant hat mich Ihnen vermacht und Sie dürfen das alte Erbstück nicht in die Kumpelkammer werfen, so lange als es noch halbweg brauchbar ist!“

Daß das einstodlerische, allerdings etwas ungewöhnliche Leben in Börners Hause den Bewohnern des Städtchens viel Stoß zum Reden gab, versteht sich von selbst. Anfänglich erregten Christians Markteinkäufe die lebhafteste Spottjucht, und oft ward der Alte von den Frauen und Mädchen bei dieser Beschäftigung arg geneckt. Als sie es ihm aber eines Tages gar zu toll trieben, riß ihm die Geduld und er rief auf offenem Markte mit einer wahrhaften Stentorstimme:

„Scheert Euch zu allen neunmalhunderttausend Teufeln, Ihr Satans-Rekruten!“

Wie Spreu vor dem Winde zerfliehte die ihn umringende Schaar der necklustigen Weiber vor diesem gottlosen Fluche; man entsetzte sich vor der Rohheit des Wachtmeisters, ließ ihn aber von dieser Zeit an in Ruhe.

Großes Aergerniß gab es, daß weder Friedrich noch Christian sich jemals in der Kirche sehen ließen. Man hielt Beide für sehr schlechte Christen und einer der Geistlichen — ein Mann von der Klasse, welche da glaubt, daß ihnen und Ihresgleichen auf jeden Fall ein Sitz unter den Schafen reservirt bleibt — fühlte beim Anblick dieses Aergernisses eine Umwandlung von Gelüsten nach „innerer Mission,“ obgleich dieses Wort damals noch nicht erfunden, der Begriff noch nicht so vollständig, wie in unserer aufgeklärten Zeit, formulirt war. Er hielt es für seine Pflicht, wenigstens die Seele des Kindes aus den Klauen des Satans zu retten und begehrte eines Tages an der Thür des Börnerschen Hauses Einlaß. Christian aber, dem das Gesicht

des heiligen Mannes nicht sehr gefallen mochte, wies diesen auf eine weniger höfliche als entschiedene Weise ab. In der Stadt machte der Ton, in dem der Wachtmeister mit dem frommen Manne gesprochen hatte, nicht geringes Aufsehen. Die Meisten waren darüber entsetzt, Viele aber — und unter ihnen namentlich der aufgeklärte Schneidermeister Springhas und der Wirth zum rothen Ochsen — meinten auch, es sei dem zudringlichen Herrn Vice-Subdiaconus Cyprian ganz recht geschehen, denn derselbe bekümmere sich stets viel zu sehr um andere Leute und dränge sich gern in alle Geheimnisse der Familien und Häuser ein, während er doch noch so sehr viel vor seiner eigenen Thür zu segnen habe und besonders wohl daran thun würde, seine eigenen im Städtchen noch bekannten Jugendsünden zu bereuen und vor Allem seine Frau etwas christlicher und menschlicher zu behandeln.

Nach und nach gewöhnte man sich an die eigenthümliche Lebensweise des Dr. Börner. Man hielt ihn und Christian für menschenfeindliche Sonderlinge, mit denen nichts anzufangen sei, und da es bald andere Stadtneuigkeiten durchzusprechen gab, so traten die Bewohner des Börnerschen Hauses immer mehr in den Hintergrund, und zuletzt sprach man gar nicht mehr von ihnen.

4.

Die kleine Marie mochte wohl vier Jahr alt sein; sie hatte seit der Ankunft des Dr. Börner in R* das väterliche Haus nie verlassen, hatte nie mit andern Kindern Gemeinschaft gehabt und nur zuweilen durch die nach der Straße zu gelegenen Fenster Kinder gesehen. Der Vater und Christian hatten ihr alles Andere erzeigt, und nie hatte sie den leisesten Wunsch geäußert, mit Anderen ihres Alters zusammenzukommen.

Eines Tages spielte sie allein im Garten, während der alte Christian auf der entgegengesetzten Seite desselben beschäftigt war, junge Kirschbäume zu oculiren. Als sie zufällig an der mit Himbeerstauden bewachsenen Garten-Planke in die Höhe sah, bemerkte sie, wie ein kleines Mädchen mit dunklem Haar und einem Paar großen schwarzen Augen über die Planke herüberschaute und ihr freundlich zunickte.

Bald waren die Kinder in lebhaftem Gespräch begriffen.

„Wie heißt Du denn?“ fragte die Kleine mit den schwarzen Augen.

„Ich heiße Marie und Niekchen.“

„Wie, Du hast zwei Namen?“

„Ja; der Vater nennt mich Marie und Christian Niekchen.“

„Ich heiße Eugenie und habe nur den einen Namen. Aber wer ist denn Christian?“

„Dort ist er, siehst Du, der dort bei den kleinen Bäumchen kniet. Ach der ist gut, er erzählt mir immer schöne Geschichten von den Russen und Franzosen, und von den Preußen, und wie es im Kriege zugeht. Er hat einen großen Säbel, mit denen er viele tausend Franzosen todt gemacht hat.“

„Ach, vor dem würde ich mich fürchten.“

„Er macht bloß die Franzosen todt, sonst aber ist er ganz gut, und mich und den Vater hat er sehr lieb. Er erzählt mir auch immer von meiner Mutter, die auch Marie heißt, und bringt mir Spielzeug mit und bäckt mir Pfannkuchen.“

„Da ist er ja gerade wie meine Mamma.“

„Er sagt auch stets, wenn er mir etwas mitbringt, daß es ihm meine Mutter für mich gegeben habe.“

„Wo ist denn Deine Mutter?“

„Der Vater und Christian haben mir oft gesagt, daß sie beim lieben Gott ist, daß sie mich immer sieht und daß sie des Nachts an meinem Bette sitzt und wacht, wenn ich schlafe — gesehen habe ich sie aber noch nicht.“

„Meine Mutter ist immer bei mir — siehst Du, dort sitzt sie in der Laube.“

„Ach laß mich sie sehen,“ rief Marie und kletterte behend an dem Spalier der Planke hinauf. „Wie schön sie ist,“ rief sie aus, als sie in der Laube eine Dame mit weiblicher Arbeit beschäftigt sitzen sah, „so denke ich mir auch meine Mutter!“

Die beiden Kinder sahen sich gegenseitig verwundert an; plötzlich schlang die Fremde ihr Arme um Mariens Hals, welche diese Liebkosung zärtlich erwiderte.

„Eugenie, wo bist Du!“ rief in diesem Augenblicke eine sanfte weibliche Stimme.

„Hier Mama — ach komm' nur einmal her und sieh das liebe gute Mädchen hier.“

Die Dame erhob sich erstaunt und ging nach

der Planke, wo sich die Kinder noch immer unarmt hielten. Sie blieb betroffen stehen, als sie Mariens blondes Lockenköpfchen und ihr hübsches Gesichtchen erblickte.

„Aber Kinder, Ihr werdet fallen, wenn Ihr so hoch hinaufklettert.“

„Ich falle nicht,“ meinte Maria, „Christian hat mich klettern, springen und laufen gelehrt.“

„Wer bist Du denn, Kleine?“ fragte die Dame weiter.

„Ich heiße Marie und Niekchen.“

„Und wer ist denn Christian?“

„Ich will ihn rufen: Christian, Christian, komm' einmal her!“

„Was giebt's denn, mein Niekchen?“ rief die rauhe Bassstimme des Soldaten.

„Komm' nur her, aber schnell!“

„Was Teufel ist denn da los,“ brummte der Alte und beeilte sich, Mariens Rufe zu folgen. Er war sehr verwundert, seinen Pflegling mit einem anderen Kinde auf der Planke stehen zu sehen.

„Komm' nur herauf und sieh, hier ist auch die Mama.“

Christian trat auf das Spalier und als er die fremde Dame erblickte, die ihm zu gefallen schien, grüßte er nach seiner Art höflich. Eugeniens Mutter sprach:

„Mein Herr, erlauben Sie wohl, daß Ihre Kleine bisweilen zu meiner Eugenie herüber kommen darf?“

„Meine schöne Dame, ich bin kein Mein Herr, sondern Wachtmeister vom königlich preussischen vierten Husaren-Regiment, zweite Schwadron, a. D., und Diener beim Herrn Dr. Börner. Uebrigens muß ich auch erst den Herr fragen, ob es ihm recht ist, daß Niekchen zu Ihnen kommt. — Das ist ja gerade so ein Engelsköpfchen, wie mein Niekchen,“ fuhr er fort, Eugeniens Locken mit seiner großen rauhen Hand streichelnd, „nur sieht sie schwärzer aus.“

„Ach Mama,“ rief Eugenie, „ich fürchte mich — er hat einen so großen Bart!“

„Alle Hagel, seh' ich denn gar so grimmig aus, kleine Here! Fürchte Dich nicht, wir werden schon gute Freunde werden. Deine Mama gefällt mir auch, und wenn der Herr nichts dagegen hat, so soll Niekchen noch heute hinüberkommen.“

Er empfahl sich der Dame, stieg herab und half Marien zärtlich besorgt von der Planke, dann ging er zu Friedrich und brachte sein Gesuch an.

„Ich sehe es ein,“ sprach dieser, „das Kind muß auch Gesellschaft von seines Gleichen haben. Geh, bringe sie hinüber, sage meine Empfehlung und bitte in meinem Namen um Erlaubniß, morgen meinen Besuch bei der Herrschaft machen zu dürfen.“

„Wie, Herr Doctor — Sie wollen selbst...“

„Ja. Ich hoffe die Leute sind so, daß ich ihnen mein Kind anvertrauen kann, und um mich davon zu überzeugen, möchte ich sie selbst näher kennen lernen.“

(Fortsetzung folgt.)


Celestens Hochzeitsnacht.

Ein ländliches Gemälde

von

M. Solitaire.

(Fortsetzung.)

as Celeste empfand beim Empfange dieses und ähnlicher Schreiben? Zuerst waren sie ihr gleichgültig, dann, wie sie zwischen den Zeilen lesen lernte, erschrak sie, obgleich ihr immer das Ganze mehr noch eine Ahnung als ein enthülltes Geheimniß war; zuletzt wurde sie stolz auf die Neigung des Mannes, der ihr Vater war, und sie bebte am ganzen Leibe wie Espenlaub, wenn sie die Briefe empfing, und ihre hagere Figur wurden bleich wie Elfenbein, wenn sie dieselben erbrach, und ihr Herzblut stockte und ihre Pulse schwiegen, dann aber wehte es sie an siedend heiß aus dem geöffneten Schreiben, wie wenn Siroccosturm ihr ins Gesicht blies; ach! und mit hochklopfendem Herzen wollte ihre Phantasie dort Rosen sehen, wo doch nur eine öde Wüste war. — Doch als ihr der Brief kam, dessen wir zuletzt erwähnten, als sie die Worte las: „Du hast mir ja schon einmal geholfen!“ — da zitterte sie vor Entsetzen in ihrem innersten Herzen, und ihre Augen füllten sich mit Thränen über den beklagenswerthen Irrthum, in dem ihr Vater befangen war. Denn jene Worte bezogen sich auf die Sterbenacht

ihrer Mutter. Als dieselbe, nachdem sie ihr Testament gemacht, von furchtbaren Qualen gefoltert nicht zu sterben vermochte, als Mitternacht vorüber war, da war ihr Vater zu ihr geschlichen auf die Bodenkammer, in die von Schmerz und Müdigkeit überwältigt sie weinend sich zurückgezogen, ihr Vater im Angesicht todtenbleich, mit seinen wild wehenden halb ergrauten Haaren, einen Kienstumpf in der zitternden Hand; so hatte er vor ihr gestanden der halb Schlummernden, sie betrachtend lang und schmerzlich und innig, und endlich als sie erwacht, und sich besinnend zu sich gekommen, die Worte gesprochen: „Celeste! hilf mir! ich weiß Du kannst mir helfen! Sie liegt in schweren Träumen, Deine Mutter, und in ihrem Wahne, denke dir! spricht sie von weiter Nichts, als von wehenden Bäumen, von sich neigenden Wipfeln, von schwankenden Tannen und wie es ein Jammer wäre, daß aus alle dem kein Geld gemacht würde, und wie alle das so nutzlos verrottete und versaulte, wie sie aber nicht eher aus der Welt gehen würde, bis sie ein zweites Ausgedinge von mir erlangt und aktenmäßig wohl verclauiert, ein zweites Ausgedinge für den Schiffer Kasimir, Sempiternens Sohn, und dieses Ausgedinge, sagt sie, soll bestehen aus den Bäumen meines Waldes! Celeste! aus meinen vielgeliebten Bäumen, die Dich mein Kind groß werden sahen in ihrem Schatten, die mit dem Echo, das in ihrem Wipfeln lebt, den süßen Laut Deiner kindlichen Stimme hinhalten machten durch den Wald, durch das Land! Der gottlose Kasimir, jagt sie, soll sie alle abhauen Mann für Mann, und soll sie hinabflößen an das Meer, um dort für theures Geld sie zu verkaufen. Denke Dir! Und wenn nun die Wuth des Fiebers nachließ, wenn sie wieder zu sich käme, und nun wirklich und im Ernste das von mir verlangte, was sie im Bilde ihres Wahnes geschaut, und wenn ich in ihre sterbende, erkaltende Hand das Versprechen legen müßte, das zu thun, was sie fordert, das zu vernichten, was die einzige Freunde meines Lebens — macht, nächst — nun mit einem Worte nächst Dir, was sollte aus mir werden, und wie sollte ich tragen auf meinem alternden Haupte die Last des Kammers und die Wucht der Verzweiflung! Celeste! hilf mir! Du, der jedes Haar dieses Hauptes gehört, für die jede

fiber meines Herzens zuckt, erbarme Dich! und hilf mir! Koche den Tranke, mische den Saft, ich will ihn ihr reichen, daß sie nicht wieder zu sich kommt und daß sie von mir nicht das verlangen kann, was ich gewähren müßte und was mich vernichtet. Wie Balthasar Solches gesprochen mit einer Stimme, die aus der innersten grauenvollen Tiefe seiner mit Entsetzen gefüllten Seele zu kommen schien, da war Geleste erwacht zu vollem schrecklichen Bewußtsein, wie zum Verständniß dessen, was von ihr gefordert wurde, gefordert von dem, der ihr Vater war. Mit wildem Schreck hatte sie den Fuß ihrer schwarzen Haare, sich halb aufrichtend im Bette, zurückgestrichen über ihre todtenbleiche Stirn, auf der jede Ader mächtig sich anschwellte mit Blut, das Feuer in ihre Herzkammer zurückzuführen schien; weit stierten ihre Augen, und dem Vater die Arme um den Hals schlingend und ihr Antlitz vergrabend an seinem Busen, hatte sie die Worte geflüstert: Vater! einen Kranken laß mich nicht mischen, den würde sie nicht nehmen weder von meiner noch von Deiner Hand, aber ich weiß ein Gebet, das lehrte mich in meiner Kindheit, als ich einst in Deinem Walde, dem herrlichen mich verirrt, ein graues altes Mütterchen, die dort Kräuter suchte und Beeren. Dies Gebet will ich beten und die guten Geister, die Dir Freund sind, mein Vater, werden dies Gebet erhören und der Geist meiner Mutter wird seine Hülle verlassen, ehe sie wieder zu sich kommt und ehe sie zu Dir sprechen kann, und fordern mit ihren zuckenden Lippen, was zu erfüllen Dir den Tod bringen würde. Und Geleste hatte aus dreien Strehnen ihres glänzenden nachtschwarzen Haares drei ebenholzne Ringe gebildet, die sie an drei ihrer langen, schneeweißen zitternden Finger gesteckt, und so hatte sie gebetet mit unverständlichem Murmeln, die so beringte Hand rhythmisch erhebend und senkend, lange, lange und so innig, daß Thränen aus ihren leuchtenden Augen gequollen. Und die Thränenfluth hatte begonnen heftiger zu strömen und heißer, und hatte ihre Stimme erstickt, bis sie auf ein Mal wie sterbend zurückgesunken ins Kissen convulsivisch sich krümmend und wie mit entsetzter Stimme die Worte gerufen: Vater! das Gebet ist erfüllt, der Geist meiner Mutter schwebt hoch über den dunkeln Wimpfeln der bebenden wehenden Lannen; ich sehe ihn flattern

im weißen Gewande mit den lang hinschweifenden Haaren, die schon grau sind und silberartig leuchten! Sei ruhig Vater! hoch flattert sie über dem finsternen Walde, hell leuchtet sie wie ein Stern und so entschwebt sie zu den Sternen! Sie wird Deinen Bäumen nichts mehr anhaben. Geh hinab in ihre Kammer und Du wirst ihren gestorbenen Leib finden, stumm und bleich, und Du wirst Dich überzeugen, daß Deine Tochter die Wahrheit gesprochen.

So hatte Geleste geredet, und sie war in ihre Kissen zurückgesunken als müßte auch sie sterben. Aber Balthasar hielt den Rienstumpf, der bläulich flackerte mit herabträufelndem Harz, hoch über den grauen Kopf mit den verwirrten Haaren, wild schwenkte er den Brand, aber mit der andern Hand faßte er die zitternde Tochter um ihren bleichen Leib und er neigte sich über sie und drückte einen Kuß auf ihre Rippen, so lang, so innig und so heiß, wie die Flammen der Fackel über seinem Haupte, und so glühend, als sollte seine Seele darin zerschmelzen. Und wie er wieder hinunter gekommen in die Krankenkammer, siehe! da war geschehen, wie Geleste es verkündigt: die sterbende Frau hatte überwunden; bleich und stumm hatte sie dagelegen, aber ihr zürnender Blick hatte verkündet, daß sie nicht mit einem Segenswunsche, daß sie wohl gar mit einem Fluche aus dieser Welt gegangen und diesen Leib verlassen, um über dem finsterrauschenden Walde hin emporzuflattern in den nächtlichen Himmel.

Das Alles war vorgegangen und bildet den finstern Hintergrund zu dieser Geschichte; aber in des alten Balthasars Herzen stand es fest, daß nur die geheimnißvolle, seiner Tochter inwohnende Kraft es gewesen, der er den recht zeitigen Tod seiner verstorbenen Frau zu danken gehabt, und je mehr er sich der ganzen Welt, als wie einer mit Dämonen erfüllten Hölle abgewendet, je mehr ihm die unselige Sempiterna Venigna sein ergreifendes Dasein vergällt und verbittert, desto inbrünstiger klammerte sich seine heiße Sehnsucht um Gelestens Bild, desto vollständiger erfüllte ihre holdselige Erscheinung die Leere in seinem Herzen, nicht wie wir oben gesehen, ohne eben diesem Herzen eine schmerzhaft eiternde Wunde zuzufügen, eine so

schmerzhaft wandte, daß das Weib seiner Brust, wie es aufzuckte nach seinem Hirne, oft seinen Verstand verfinsterte, und daß es Tage gab, wo über seinem Geiste so schwere Schatten lagerten, daß es nur unsichtbare Fäden zu sein schien, die ihn zurückhielten von dem Hinabsinken in des Wahnsinns ewige Nacht.

Doch wir sehen uns weiter in dem Kreise unserer ländlichen Gäste an des Hochzeitsfestes rauschender Tafelrunde um. Der dort an Celestus Seite zwischen ihm und dem Schwarzrock Sitzende, das ist der Müller von der Waldmühle, und zwar jener Waldmühle, die wir an dem oben geschilderten, aus den innersten Tiefen dieser Forsten hervorbrechenden dunkelgrünen, geheimnißvoll plätschernden Wasser liegen gesehen. Der Müller war ein langer hagerer Mann mit einem etwas magern und vergilbten Gesichte. Er schien sich alle mögliche Mühe zu geben, recht heiter und wohlgenuth zu erscheinen, und seinem neuen Stande als junger Ehemann und des Balthasar hoffnungsvoller Schwiegersohn alle Ehre zu machen; leider wollte es ihm hiermit nicht recht gelingen, und er brachte es nicht so weit, die Falten aus seinem länglichen Gesichte zu glätten und die Flämmlein des Frohmuths in seinen Augen zu entzünden. Müller jeglicher Art, ob Windmüller, ob Wassermüller, ob Roßmüller, haben nun einmal das Eigenthümliche an sich, daß sie trotz der sorgfältigsten Toilette etwas Weißliches, etwas Bestäubtes in ihrer Erscheinung zeigen, das wie ein gräulicher Puder auf ihrem Rockfragen, in ihrem Haupt- und Barthaare nistet, und so sehen wir denn auch unsern edlen Bräutigam, welcher mit Namen Kaspar Bergmeier zu benennen ist, obgleich er sich auf das Sorgfältigste herausstasirt mit diesen weißlichen Niederschlägen bedeckt, welches zu dem schwarzen Rocke, mit welchem bekleidet wir den Cantor neben ihm erblicken, einen seltsamen Contrast bildete, denn der Cantor allein, wie gleich hier bemerkt sein mag, hatte das hohe Fest mit seiner längeren Gegenwart beehrt. Ehrwürden der Herr Prediger hatten sich aus unbekanntem Gründen gleich nach Vollendung der mit Blumen der mannichfachen Art verzierten, außerdem aber mit mannichfachen Figuren, unter denen, wie man im gewöhnlichen Leben zu sagen pflegt, auch Laternpfähle gewesen sein sollen, aus-

gestatteten Traureden entfernt, und war auf einem ziemlich hoch in Jahren stehenden, aber noch anständig beleibten Schimmel heimgeritten ins Pfarrdorf.

Bergmeier also hatte etwas Weißliches in seiner ganzen Erscheinung, und es wird sogar behauptet, daß die Falten seines Antlitzes wirkliches und natürliches Mehl enthalten haben, was indessen noch näher zu beweisen sein dürfte. Nur soviel steht fest, daß der Rock, den er angelegt, mehr hellbläulicher Farbe war, und daß seine Weste, die, beiläufig erwähnt, von ungebührlicher Kürze schien und kaum die Taille erreichte, sich als eine durchaus citronengelbe erwies, mit einem Worte, als eine so ächte und mit aller fanarienvogelhafter Gelbheit des ganzen Erdballs so gesättigte und durchdrungene, daß etwas Gelberes wohl kaum erdacht, und wohl noch schwerlicher in ein so wohl passendes, coquett kurzes Ding, als wie unser Kleidungsstück, verwandelt werden konnte.

Bemerken wir nur noch, daß Herr Bergmeier zu dieser ganz extraordinären Leistung im Gelbe ein hellblaues, mit gar herausfordender Schleife geknüpftes Halstuch trug, aus dem ein ebenfalls hellblauer Hemdkragen mehr albern als schelmisch hervorlugte; fügen wir noch hinzu, daß der glückliche Bräutigam kurz abgeschnittenes hellblondes, hier und da schon ziemlich abgeriebenes Haupthaar zeigte, außerdem aber hellblaue, ziemlich ausdruckslose Augen hatte. — Müller haben wohl von jeher nie andere Augen gehabt als wie blaue; — bemerken wir schließlich, daß er wider die Sitte des Landes, wahrscheinlich als eine ihm vom Großvater überlieferte Reliquie, keine Pantalons trug, sondern ein sammetenes Beinleid, das mit silbernen Schnallen die mageren Knien umschloß, und als eine zweite Reliquie aus guter alter Zeit mehr ins Röhliche spielende, hier und da verischossene und dann wieder mit unverischossenen Colorirungen ausgeflickte seidene Strümpfe, mit denen, als schließlich dritte und letzte Reliquie ein Paar Schuhe von glänzendem Leder mit rothen Absätzen sich vermählten, die in ihrer ungethümen Größe mit dem Zierrath der ungeheuren Schnallen eher irgend einem antediluvianischen Affengiganten — denn wie es Menschengiganten gegeben, so haben doch auch wohl als ihre Satrapen Affengiganten existirt — denn als einem vom Weib geborenen

Menschenwesen gehört zu haben schienen; so haben wir Bergmeiers Bild bis auf den letzten Binzelstrich vollendet, und der wehmüthig blickende Mehlstieber muß dastehen vor den Augen des Lesers in feckster und lebendigster Leibhaftigkeit, und als wäre Hector Benevolus in höchst eigener Person mit hinaus gezogen durch die schaurige Winternacht zu der Brautschau. Der Eindruck, den Bergmeiers Physiognomie machte, war im Ganzen ein gutmüthiger zu nennen; dieser Mann hatte keine tragische Vergangenheit hinter sich, und wir bedauern, daß wir den guten Philister, der Zeit seines Lebens sicherlich nichts verbrochen, als daß er hier und da die Mahlmeze zu stattlich gehäuft und ihr eine Kappe aufgesetzt, deren Spitze dem Mahlgaste ärgerlich in die Augen gestochen, mit hineinbringen müssen in diese dunkle Historia; dergestalt, daß wir ihm, wie er da eben mit so intensiver Gemüthlichkeit sein Gläslein Kirsch schlau lächelnden Blickes hinabkippt, jetzt noch ein Meise Fekel an die weiße Wand schreiben und ihn ersuchen möchten, lieber jetzt noch zu fliehen, so weit ihn sein Fuß trägt hinaus in die Welt, ehe er es erlebt, sein letztes Glück und seinen letzten Tag. Zuweilen wirft er so lüsterne Blicke, als nur immer ein Bescheider sie werfen kann, auf sein neben ihm sitzendes bräutliches Weib; aber wenn ihr blitzendes Sonnenauge dem seinen begegnet, dann muß er es niederschlagen wie ein blöder Schäfer. Armer Kaspar, vergeblich hoffst Du Deine Arme zu schlingen um diesen süßen Leib, der zitternd in seiner keuschen Anmuth wie eine bebende Lillie sich Dir neigt, vergeblich wahnst Du Dein Haupt wiegen zu dürfen auf den Wogen dieses köstlichen Busens, und Herz an Herz und Mund an Mund zu blicken in die unergründlichen Tiefen dieser strahlenden Karfunkelaugen, umsonst träumst Du von diesen Seligkeiten, die Dir nach Deiner Müllersphilosophie so sicher deuchten, daß sie Dir gar nicht entgehen können! Umsonst! in Deinen Siernen steht es anders geschrieben, und die Pforten dieses Paradieses, sie sind Dir verschlossen mit sieben Siegeln!

(Fortsetzung folgt.)

Gedichte.

August Schnetzlers Tod.

Von

Adolf Stern.

Und wieder Einer! Klein und kleiner
Wird stets die Schaar, die hohen Muths,
Zur Zeit der Kämpfer und Verneiner
Gewahrt des echten Dichterbluts;
Die fest und edel stets gestanden,
Der Schönheit Leuchte in der Hand,
Als rings der Sturm in allen Landen
Die Herzen und den Sinn gewandt, —
Die in der Sprache Blüthenräumen
Gelagert am kastalschen Quelle,
Am Born der Sage und Romanze,
Umblühet von der Vorwelt Kranze,
Nicht folgten dieser Tage Schäumen,
Und nicht der Zeit getrübtter Welle!

Auch hat er drum der Zeit gebüht:
Der Stahl der Noth hat ihn getroffen,
Kein irdisch Glück sein Sein verfüht,
Ihm starb die Liebe und das Hoffen;
Und was dem Dichter Alles lohnt,
Und die Entfagung, die als Pflicht
Solch eines Pilgers Brust bewohnt,
Noch lindert, das auch ward ihm nicht, —
Die Krone aus des Lorbeers Zweigen,
Die Krone aus des Ruhmes Gold,
Er konnte niemals sie erreichen,
Die Meinung war ihm selten hold;
Ein Blatt ist wohl für ihn gefallen,
Ein Wort einmal für ihn ertönt,
Sonst aber, herb gekränkt, gehöhnt,
Und unverstanden muß er wallen!

Fragt nicht noch: wars das Rechte wohl,
Sein Kunstziel und sein Sangsidol,
Zum Höchsten giebt es manche Pfade!
Ich sag es auch: der Wege viel,
Doch nur ein Ende und ein Ziel,
Nur einen Himmel, eine Gnade!
War die ihm nicht erschlossen worden,
Stand er doch vor den goldnen Pforten,
Indes des Tags gerühmte Helden
Von denen Fama ruft und spricht,
Wohl heimisch sind in allen Welten,
Im Reiche echter Dichtung nicht!

Ein armer, armer Dichter wars,
Bei seinen reichen Himmelsfunken,
Der frühe schon zur Gruft gesunken,
Gefurchter Stirn, gebleichten Haars.

14*

Für jene Welt, die rein und prächtig
In seinem Innern er getragen,
Für jene Träume, die ihn mächtig
Umwebt und ihn an schwülen Tagen
Umfächelt haben und gefühlt
Hat nichts die Welt von heut gefühlt.
Er hofft' und harrete bang und bänger
Auf Lebensluz und Sonnenschein,
Zu groß um nur ein Modestänger,
Nicht groß genug, ein Gott zu sein!

Still und geräuschlos, wie sein Sinn
In guten Tagen, ging er hin
Zu dem so heiß ersehnten Frieden,
Der ihn, durch Jahre, scheu gemieden. —

Er liegt an fremder letzter Stätte,
Nicht in der Heimath schönen Thalen,
Wo er so gern geschlafen hätte:
Wenn sich der Sonne Scheidestrahlen
Auf Freiburgs hohem Münster wiegen.
Zu Glockenklang aus Nah und Fern,
Und über seinem Steine stiegen
Empor am Himmel Stern an Stern;
Er ruht nicht an der dunkeln Fluth

Am Mummelsee, dem er gesungen,
Von Lilien geisterhaft umschlungen,
Auf seinem Grab des Vollmonds Gluth! —
Ruht nicht in weiten Sagenkreis
Des Badner Lands, den er gefeiert,
Von Nebelzügen, silbern, weiß,
Aus Rhein und Neckar, hold umschleiert.

Die Heimath hat, wie er, nicht Flügel,
Fern bleibt ihm ihrer Berge Wehn,
Stolz steht auf seinen schlichten Hügel —
Der Kunstgeschmack von Neu-Athen.

Doch blick er zu; — des Sängers Ruh
Vermag er fürder nicht zu stören,
Kein Mißklang und kein schöner Ton,
Kein Zweifellob, kein kalter Hohn,
Nichts wird den Todten mehr empören. —

Und aber, denen er im Sterben
All seinen Reichthum thät vererben,
Von echten Liedern eine Zahl,
Und laßt das Erbe heilig halten,
Im Geiste und im Herzen walten,
Als reiner Liebe vollen Strahl!

Geschrieben im Mai 1853.

Fenilleton.

Beitschwingen.

Literarisches. Der treffliche Dichter M. Solitaire hat uns mit dem schnellen Erscheinen des ersten Hefes seiner, früher von uns notizweise angekündigten, „Alten Bilder in neuen Rahmen“ überrascht. Dasselbe enthält einen geschlossenen Abschnitt, welcher „der Gang zu Leman“ betitelt ist. Auf uns hat es den günstigsten Eindruck gemacht. Solitaire ist gleich entfernt von der trockenen statistischen Beschreibung als von der, seit Heine und Laube Mode gewordenen, Reisenovellistik. Es ist eben ein echter Poet, der uns seine Wandrung, die Wahrnehmungen, die er gemacht, die Gedanken und Empfindungen, die ihn durchfluthet, mit sprühender Lebendigkeit wiedergiebt. Es würde, wenn es der Raum gestattete, am zweckdienlichsten sein, ein oder das andere aus dem Büchlein anzuführen. Da dies nicht möglich, wollen wir unsern Lesern Solitaires neue Reisebilder bestens empfohlen haben. Auf die folgenden Hefte die zunächst: „Guß und Jüngling Rhein;“ „Santo Godardo und Genua;“ „Längs der Ponente“ u. enthalten werden, kommen wir sogleich nach Erscheinen zurück.

Die ägyptische Eisenbahn, welche gegen-

wärtig noch von Alexandrien bis zur Spitze des Nil-Delta geht, wird nun bald bis Cairo fahrbar sein. Für das Land selbst ist sie, dem Daliy-News zu Folge, bis jetzt noch von wenig Nutzen und Bedeutung und wird fast nur von den nach oder von Indien reisenden Europäern benutzt.

Die k. k. Staatseisenbahn über den Semmering wurde am 17. Juli dem öffentlichen Personen- und Güterverkehr eröffnet, so daß nun zwischen Wien und Laibach eine ununterbrochene Eisenbahnverbindung besteht.

Das elektrische Licht zu militairischen Zwecken verwendet. Dem Vernehmen nach hat ein Schweizer, Herr Roberti, die Art und Weise gefunden, wie ein gegenüberstehender Feind durch Electricität in das hellste Licht gestellt werden kann, und zwar nicht nur momentan, wie durch Raketen und Leuchtflugeln, sondern für die Zeit von 25—30 Minuten. Bei dem Schützenfeste zu Nyon hat man Versuche mit dieser Erfindung angestellt, indem man bei dem Abendschießen zehn Scheiben so hell erleuchtete, daß mehrere bedeutende Preise durch die Schützen gewonnen werden konnten. Ob die Sache

sich im Großen mit wirklichem Erfolge bewähren wird, müssen weitere Versuche lehren.

Bildende Kunst. Die Kunstacademie in Antwerpen feiert Ende August d. J. ihr vierhundertjähriges Stiftungsfest. Die Feierlichkeiten, an denen sich auch die Stadt Antwerpen selbst und der dortige wissenschaftliche Verein betheiligen werden, sollen zwei bis drei Tage dauern. Einladungen an alle Künstler und Kunstfreunde des In- und Auslandes zu diesem seltenen Feste sind bereits ergangen. Fremden wird Antwerpen in diesen Tagen die vollste Gastfreundschaft gewähren. — Eine vollständige Restauration des Domes in Königsberg ist höchsten Orts als nothwendig erkannt und beschlossen worden.

Musikalisches. Am 15. Juli fand auf der Wartburg ein Concert eigenthümlicher Art statt. Das Programm desselben bestand aus bisher ganz unbekanntem Minnegesängen aus dem 13. und 14. Jahrhundert, welche man in einem Codex auf der Bibliothek zu Jena gefunden hatte. Der Universitätsmusikdirector Stade in Jena hatte diese Lieder in dem Geiste der Neuzeit entsprechende Form gebracht, war dabei aber mit so großer Pietät und Verständnis verfahren, daß sie auf die zahlreichen Zuhörer, unter denen sich auch die großherzogliche Familie und die Herzogin von Orleans befanden, von bedeutender Wirkung waren.

Die Münchener Gastvorstellungen. In der vierten Mustervorstellung kam „Faust“ zur Aufführung. Fräulein Seebach aus Hamburg gab die Margarethe ganz vorzüglich. Nächst ihr stand Emil Devrient als Valentin am höchsten. Die Rolle des Faust und des Mephistopheles gaben Hendrichs und Döring, wie sich erwarten ließ, vortreflich, wenn auch unter dem vielen ganz Besonderen, das man jetzt in München sieht, nicht hervortragend. Von den übrigen Rollen im Stücke verdienen die Marthe der Frau Haizinger und der Wagner Kaisers Erwähnung. — Emilie Galotti, die fünfte Vorstellung, war folgendermaßen besetzt: Hendrichs Brinz, Emil Devrient Appiani, Kaiser Osardo, Frau Dahn-Hausmann Emilia, Frau Kettich Orsina, Haase Marinelli, Pledtke Conti, Anschütz Rota, Döring Angelo. Die vorzüglichsten Leistungen waren an diesem Abend die der Damen Kettich und Dahn-Hausmann und die der Herren Kaiser, Emil Devrient und Döring. Am wenigsten entsprach der Marinelli Haase's den gehegten Erwartungen. — Eine großartige und fast in allen Theilen vollendete Vorstellung war die des „Egmont“ in folgender dem Range der Leistungen nach genannter Besetzung: Egmont — Hendrichs, Glärchen — Fräulein Seebach, Dranien — Emil Devrient, Margaretha — Frau Kettich, Alba — Kaiser, Brakenburg — Schneider, Banjen —

Döring, Buyf — Anschütz, Ruysum — Jost, Zetter — Lang, Glärchens Mutter — Fräulein Denker. — Die nächsten Vorstellungen werden „Maria Stuart“, „Kabale und Liebe“, „Clavigo“ und „Carlo's“ sein. Göthe's „Tasso“ wird vielleicht — wenn es möglich — das mit so großem Erfolge gekrönte Unternehmen Dingelstedt in würdigster Art abschließen.

Theater. Die Hamburger Theater-Angelegenheit hat eine interimistische Regelung dadurch gefunden, daß eine Anzahl wohlhabender Leute die Sache in die Hand genommen haben. Die Vorstellungen haben ungestört ihren Fortgang, die Mitglieder erhalten ihre volle Gage fort, von der rückständig gebliebenen Juli-Gage wird die erste Hälfte am 8. August, die zweite am 15. August ausbezahlt. Maurice ist zum technischen Director ernannt, die Regie des Schauspiels und der Oper zwei in diesen Branchen activen Mitgliedern übergeben. Das Thaliatheater bleibt jedoch vom 1. August an geschlossen. — Als Curiosum theilen wir den Theaterzettel einer reisenden Schauspielergesellschaft mit, die kürzlich zu Inzersdorf in einem Kaffeehause ihre Vorstellungen gab, so wie ihn die Leipziger Theater-Chronik „mit diplomatischer Genauigkeit“ veröffentlicht:

Heute

haben wir die Ehre ein sehr großes Ritterlustspiel. Beiteln sich „Der Graf Donn Schann oder der lustige Apotheker,

oder die lebendige Sofie.

Anfang ist um 8 Uhr.

Abend im Kaffeehaus.

Theater-scandal in London. In einem der letzten Concerte im Coventgarden-Theater kam es trotz der steifen Etiquette und der sonstigen Ehrbarkeit der Engländer zu ziemlich lebhaften Aeußerungen von Unmuth im Publikum. Man war schon verstimmt worden durch das Nichterscheinen der Mad. Grift, welche anfänglich ihre Mitwirkung zugesagt hatte, der Unwille machte sich aber Luft, als auch Mario ziemlich lange auf sich warten ließ. Aber nicht allein, daß man den sonst so beliebten Sänger sehr unfreundlich empfing, übertrug man seine Ungnade im Verlaufe des Concertes auch auf andere Mitwirkende, so daß Famberlik voll Aerger die Partie hinwarf und abging. Diese, hier gewiß sehr verzeihliche Uebereilung machte das Uebel aber noch schlimmer; der Lärm nahm immer mehr zu, so daß die Direction sich erbot, das Eintrittsgeld zurückzahlen. Dieser Vorichlag wurde jedoch nicht angenommen. Erst bei dem Aufreten von Fräulein Wilhelmine Claus und Herrn Vivier beruhigte sich das Publikum etwas. Diese beiden Künstler übernahmen nun die Oryheus-Rolle und besänftigten durch Saiten-

spiel, wenn auch nicht wilde Thiere, doch die erzürnten Gemüther der Mißfallen grunzenden Englishmen und Englishwomen.

Der ungarische Schiffspropeller heißt eine von dem Mechaniker Andreas Gyürky in Pesth erfundene Maschine welche die Schaufelräder und die archimedische Schraube bei Dampfschiffen, ja selbst die Steuerhaufel entbehrlich macht. Das Schiff kann mittels dieser Vorrichtung, ohne daß im Gange der Maschine eine Aenderung vorgenommen wird, sich vor und rückwärts mit außerordentlicher Schnelligkeit bewegen und ebenso die stärksten Schwenkungen innerhalb des Raumes von der Breite der Schiffslänge machen. Auch kann ein auf den Grund gerathenes Schiff durch den Propeller schneller und leichter flott gemacht werden, als dies bisher möglich war. Diese Erfindung würde vorzugsweise bei Kriegsschiffen angewendet von Nutzen sein. Herr Gyürky hat ein Modell der Maschine dem Nationalmuseum in Pesth eingereicht und die Versuche damit sind so günstig ausgefallen, daß man nicht an der Brauchbarkeit der Vorrichtung im Großen zweifeln kann.

Ein Albino. In Cassel ist ohnlängst ein Kind geboren worden, das dem Geschlechte der Albinos angehört. Sein Haar ist weiß und seidenweich, der Augenapfel blau, die Pupille roth, Augenwimpern und Augenbrauen ebenfalls weiß. Das Kind öffnet nur in der Dämmerung oder im Dunkeln die Augen, da ihm jeder Lichtschein Schmerz verursacht. Durch Anwendung einer blauen Brille hoffen die Aerzte das Auge des Albinos an das Licht zu gewöhnen.

Auszeichnungen, Beförderungen. Der Dichter der Trauerspiele „Robespierre“ und „die Girondisten“, der auch als geistvoller musikalischer Schriftsteller bekannte Professor Griesenkerl in Braunschweig, hat vom Herzoge von Coburg das Verdienstkreuz des Sächsisch-Ernestinischen Hausordens erhalten.

Todesfälle. Am 11. Juli starb in Paris an der Cholera Graf Kasimir Bathyanyi, Minister des Auswärtigen bei der revolutionären Regierung unter Kossuth. — In Berlin starb am 2. August 84 Jahre alt der Geh. Hofrath Carl Heun, unter dem Namen H. Claren in den zwanziger Jahren einer der beliebtesten deutschen Novellisten und Romanschriftsteller. Von 1820—24 war er Redakteur der preussischen Staatszeitung.

Vermischtes.

Das kaiserliche Hoftheater in Wien vor dreihundert Jahren und zwei hohe Componisten. Die Memoiren der kaiserlichen Academie der Wissenschaften zu Wien enthalten einen Artikel von

Schlager, der interessante Aufschlüsse über die früheren Verhältnisse des dortigen Hoftheaters gibt. Die betreffenden Notizen geben bis zum Jahre 1560 zurück*), und man findet bei der Rubrik „Besoldungen“ u. A.: „den Auftrag erhalten, dem Herrn Andorf S. Pilmann und seiner Truppe vier Thlr. zu siebzig Kreuzer auszusahlen für die vor Sr. Maj. aufgeführte Vorstellung.“ Im Jahre 1617 ist von einer Prima Donna, der Kammerjängerin Angela Stamp, die Rede, welche eine monatliche Gage von zwanzig Gulden hatte. Weiter ersieht man, daß Kaiser Ferdinand III und sein Sohn Leopold I. der Musik sehr zugethan und sogar Componisten waren. Von Kaiser Leopold wird selbst noch eine Opernpartitur aufbewahrt, deren Titel: Drama musicum compositum ab augustissimo Fernando III, Romanorum imperatore lauret, also eine Art Mitarbeiterschaft von Vater und Sohn documentirt. Der italienische Text behandelt den Kampf eines Jünglings am Scheidewege zwischen Tugend und Laster. Die Begleitung der Gesänge beschränkt sich auf zwei Violinen, Bratsche und Contrabaß. Nach dem Urtheile des Herrn Schlager enthält die Partitur eine ganze Fülle schöner Melodien.

(Rheinische Musikzeitung.)

Das Zodiakallicht. Der englische Geistliche Herr T. W. Webb theilte in einer Vorlesung am 12. April der Londoner astronomischen Gesellschaft die Resultate seiner Beobachtungen dieser Erscheinung, „des Gefährten des Prokyon und Sirius“ mit. Er hatte dieselbe abermals am 30. December 1853 und am 25. Februar d. J. beobachtet. Das erste Mal erschien ihm das Zodiakallicht wie zwei oder drei schmale spitze zu laufende, einen Keil bildende Streifen von etwas schwächerem Scheine als die Milchstraße. Die Erscheinung erstreckte sich bis zu den Sternen des Widder. Am 25. Februar 1854 war es heller als die Milchstraße, zeigte sich zwischen den Sternen des Widder bis zu dem Saturn hin und war diesmal nicht doppelt oder in Streifen getheilt. Der Glanz des Zodiakallichts scheint in verschiedenen Jahren mehr oder weniger stark zu sein.

Neugriechischer Aberglaube auch in Nordamerika. Aus Griechenland holte Lord Byron die Idee des „Vampyr's“, dessen scheußliche Gestalt man in Deutschland auch auf die Bühne gebracht und singend dargestellt hat. Das Volk im jetzigen Griechenland und in den angrenzenden Ländern glaubt, daß gewisse Personen, die sich eines schweren Verbrechens schuldig gemacht haben, des Nachts aus

*) Also zu der Zeit, wo die Leipziger Elle des feinsten Luchses vier gute Groschen kostete und man in Leipzig für zwei Pfennige schon ein recht gutes Mittagessen bekam.

ihren Gräbern steigen und anderen Menschen, zuerst aber ihren Verwandten das Blut aussaugen. Um die Vampyre — wie man diese wandelnden Leichen nennt — unschädlich zu machen, gräbt man sie wieder aus und stößt ihnen einen Pfahl durch das Herz. Aber nicht allein bei den Griechen und Slaven findet sich dieser finstere Aberglaube, auch im freien Amer.^{ica} ist ein darauf bezüglicher Fall vorgekommen. Das „Ausland“ theilt aus dem Norwich Courrier“ folgende den Nouv. Ann. des voyages entnommene Geschichte darüber mit, die sich in Jewett City begeben haben soll: Vor etwa acht Jahren starb ein Mann, Namens Horace Ray, an der Auszehrung. Seitdem sind zwei seiner Kinder erwachsen und demselben Uebel erlegen. Endlich empfand auch ein dritter Sohn den Beginn des tödtlichen Uebels, und nun beschloß man, die Leichen der beiden Brüder zu untersuchen und zu verbrennen, weil man im Lande glaubte, die Todten nährten sich von den Lebenden, und so lange sie im Grabe, im Zustande halber oder gänzlicher Zersetzung bleiben, müßten die überlebenden Glieder der Familie ihnen als Nahrung dienen. Gesagt, gethan. Die Familie und die Freunde der Brüder Ray begaben sich auf den Kirchhof von Jewett City,“ gruben die Leichen der beiden Brüder aus und verbrannten sie auf dem Plage.

Ein Musikfest im siebzehnten Jahrhundert. Am 13 Juli 1615 veranstaltete der Kurfürst Johann von Sachsen in Dresden ein großes Concert, in dem eine Art Oratorium, „Holofernes“ genannt, aufgeführt ward. Der Text dieses Werkes war von *Flaumenker*n, die Musik von *Grundmauer*. Außer den Dresdner Musikern wirkten noch nicht weniger als ein tausend vierhundert und fünf und neunzig deutsche, italienische, polnische und schweizer Instrumentalisten mit, welche der Kurfürst hatte kommen lassen. Der damals berühmte Contrabassist *Mayosky* in Warschau kam auch zu diesem Feste und brachte seine Bassgeige mit, die über sieben Fuß hoch gewesen soll. Die Partie des Holofernes sang ein Wittenberger Student, Namens *Kunder*. Die Stelle der Pauken ersetzte ein großer Mörser, der an bestimmten Stellen von den kurfürstlichen Constablern abgefeuert wurde.

Ein Bummel und Schwindler par excellence. Die „Berliner Gerichtszeitung“ enthält folgenden interessanten Rechtsfall: Seit langen Jahren lebte in Berlin ein französischer Künstler, der in großem Ruf stand und dem daher vielfache Aufträge von hochgestellten Personen gemacht wurden. D., der in Canada geboren und mit einer Französin verheirathet ist, hat große Kinder; er ist jetzt 52 Jahre alt. Im Besiz des Bürgerrechts von Berlin, seit zwanzig Jahren hier wohnend, mit höchsten Herrschaften im Verkehr, war mit seinen vielen Orden noch Niemand aufgefallen, denn er trug belgische,

französische, italienische und brasilianische Orden. — D. hatte vor längerer Zeit die nähere Bekanntschaft seiner Hauswirthin, einer verwittweten Mad. E., gemacht, die der zwar alte, aber galante Franzose für sich zu gewinnen wußte. Es entstand deshalb oft Streit zwischen ihm und seiner Frau. Nichts destoweniger wurde das zärtliche Verhältniß fortgesetzt und D. wußte die Wittve unter dem Vorgeben, daß er nicht verheirathet und die bei ihm wohnende Frau nur seine Haushälterin sei, so für sich einzunehmen, daß sie ihm Geld, viel Geld gab, so daß zuletzt ihr Haus und Hof verkauft wurde und sie vor den Gläubigern die Flucht ergreifen mußte. D. redete ihr vor, er wolle mit ihr nach England fliehen und sie dort heirathen, da er eigentlich dort zu Hause wäre, welcher Plan auch zum Theil ausgeführt ward. Beide reisten in Begleitung von D.'s Wirthschafterin resp. Ehefrau nach London ab, natürlich immer noch auf Kosten der E. In London angekommen wußte der seine Franzose die Frau in Furcht zu jagen, indem er ihr sagte, seine Wirthschafterin habe in England die Rechte einer Ehefrau, da er Kinder mit ihr habe, und wenn sie, die E., nicht eiligst fliehe, so werde sie auf Anstiften derselben von der englischen Polizei verhaftet werden. Die arme, mit allen englischen Verhältnissen völlig unbekannte Wittve ließ sich von ihrem Liebhaber auf ein Schiff führen, das nach New-York abfuhr und segelte der neuen Welt zu, wohin ihr der Franzose zu folgen versprach. Dem war jedoch nicht so; D. kehrte mit seiner wirklichen Frau nach Berlin zurück und war nun froh, die lästige Geliebte los zu sein. Allein der in New-York lebenden Frau gingen endlich, nachdem sie ein Jahr lang ihren Bräutigam erwartet und erfahren hatte, daß er wieder in Berlin sei, die Augen auf. Sie wandte sich an einen Berliner Rechtsanwalt, dem sie in einem Briefe den ganzen Betrug erzählte. Der Rechtsanwalt zögerte nicht, die Sache zur Cognition der Criminal-Polizei zu bringen, die mit vieler Vorsicht gegen D. zu Werke ging, sich aber bald durch die bei ihm in Verhlag genommenen Briefe der E. aus New-York und seine eigenen Scripturen von der Wahrheit der gegen ihn angebrachten Denunciation überzeugte. Als man ihn nach den Diplomen seiner vielen Orden fragte, unter denen sich auch ein Phantast-Orden befand, vermochte er kein einziges vorzuzeigen, ebenso wie er nicht im Stande war, einen dieser Orden im Original aufzuweisen. Sämmtliche in seinem Besiz gefundene sind sogenannte en miniature gefertigte. Von den Originalen behauptete er, sie hätten sich durch die Länge der Zeit vollständig abgenutzt und verbraucht. Wie prahlend und eingebildet der Franzose auf diese angemessenen Orden war, geht daraus hervor, daß er sich in allen Briefen, sogar in seinen Liebesbriefen an die Wittve

G. stets „Ritter mehrerer Orden“ nannte. Außer seinen künstlerischen Arbeiten beschäftigte sich D. noch viel mit der Erfindung einer Kanone, die alle bisherigen Zerstückungswerkzeuge in ihrer Wirkung weit hinter sich lassen soll.

Die Japanesen. Im „North China Herald“ befindet sich die Uebersetzung eines aus einem chinesischen Journal genommenen Artikels über Japan, dem wir Folgendes entnehmen: Die „Einwohner von Kioukiou sind sehr friedliebende Leute. Rechtschändel gehören zu den größten Seltenheiten; die Gerichtspersonen haben kaum einige Beschäftigung. Steuereinsammler giebt es nicht, das Volk überbringt selbst den Behörden seine Abgaben. Diese bestehen aus Naturalien. Geld kennt man nicht; es ist gesetzlich verboten, sich dessen zu bedienen. Alle Geschäfte werden mit besonderer Freundlichkeit in höflicher und artiger Weise verhandelt. Hier gibt es keine ungezogenen Gassenjungen. Nicht nur erwachsene Personen, sondern auch Knaben, die sich nur entfernt kennen, grüßen sich sehr höflich und versperren dadurch oft den Weg in den engen Straßen. Die Begrüßungen bestehen in Wüchlingen und in der bekannten chinesischen Klopferei (?). Männer und Frauen gehen neben einander auf der Straße, dürfen aber nicht mit einander reden oder sich etwas geben. Festungen giebt es nicht, ebenso wenig sieht man Waffen. Gewaltthätigkeiten kommen bei diesen sanftmüthigen und etwas weichlichen Insulanern nicht vor.

A. K. Hofoperntheater in Wien.

Die deutsche Oper hat nach Abzug der Italiener ihre Vorstellungen wieder begonnen. Die lebhafteste Theilnahme, mit der sich das Publikum den Leistungen der deutschen Sängern zuwendete, scheint zu beweisen, daß man endlich deren Werth erkennen und schätzen, sie den italienischen Zugvögeln vorziehen lernt. Man hat den italienischen Sängern allerdings durch lebhaften Beifall in ihren letzten Vorstellungen dargethan, daß man dem mannichfachen Schönen, das sie leisteten, Anerkennung nicht versagen konnte, und nur mit der zu wenig umsichtigen Leitung der italienischen Oper war man nicht zufrieden. Wie wenig diese es verstand, gerechten Ansprüchen zu genügen, beweist das ungeheure Deficit von 92,000 Gulden C. M. in fast neunzig Theaterabenden. — Die vorzüglichsten Leistungen der deutschen Oper waren bis jetzt seit ihrer Wiedereröffnung: „Die weiße Dame“, „Hugenotten“, „Tell“, „Freischütz“, „Don Juan“, „Nachtlager von Granada“, „Robert der Teufel“, „Fidelio“ und „Lucia.“ Hier zeigten sich die Heroen der Wiener Oper — die Damen La Grava, Liebhard, Wil-

dauer, Dietzsch und Schwarz, wie die Herren Ander, Erl, Steger, Beck und Draxler — ihres großen Rufes würdig. Besonders hervorzuheben ist aber die Vorstellung von Rossini „Tell“, welches Werk an und für sich den größten Enthusiasmus erregte. Die Palme errang an diesem Abend Herr Beck in der Titelrolle. Die gewaltige Stimme dieses Sängers, sein dramatisch wie musikalisch höchst gelungener Vortrag, seine Auffassung des Ganzen mußten hinreißend wirken. Eine gleiche treffliche Leistung des Herrn Beck war der Bächter in Donizetti's „Linda von Chamounix.“ Es verdient dieselbe um so mehr Anerkennung, als uns Staudigl, der große Gesangskünstler, in dieser Partie noch im frischen Andenken steht. Nächst Herrn Beck war es im „Tell“ Herr Steger, der am meisten durchschlug. Es ist diese Partie jedenfalls eine der besten dieses mit fast noch kaum dagewesenen Mitteln ausgestatteten Sängers. An Gästen sahen wir bis jetzt Fr. Hefner aus München und Herrn Mayerhofer (Bassist) aus Weimar. Erstere, eine sehr tüchtige geschulte Sängerin, sprach bei ihrem ersten Auftreten als Agathe im „Freischütz“ im Ganzen wenig an, da ihre natürlichen Mittel bereits von dem Schmelz der ersten Jugend eingebüßt haben. Herr Mayerhofer, der zuerst als Leporello auftrat, ist ein gebildeter Sänger mit ansprechender Stimmbegabung, mit dem die k. k. Oper eine gute Acquisition gemacht zu haben scheint. Die nächste Zeit wird uns Meyerbeers „Robert der Teufel“ bringen und zwar soll die Pariser Scenirung dieser Oper dabei zum Muster genommen werden. Auch die Aufführung von Spontini's „Ferdinand Cortez“ nach der letzten Bearbeitung steht demnächst zu erwarten. — Sehr gefallen haben die beiden Ballets „Das Fest in Albano“ und „Der Loreadore“, welche von dem Balletmeister Herr Bournouville aus Kopenhagen mit ausgezeichnetem Geschmac und Geschick in Scene gesetzt waren. Die lebenswürdige Tänzerin Cavasseur-Allegri und der Komiker Herr Frappert trugen nicht wenig zu dem außerordentlichem Erfolge dieser Productionen der höheren Tanzkunst und Pantomime bei.

Soj. M...d.

Eingegangene Neuigkeiten.

Alex. Dumas, Die Mohikaner von Paris. Aus dem Französischen von E. v. Alvensleben. 3. Bd. Brüssel und Leipzig 1854. Aug. Schöner.

„Der Page des Herzogs von Savoyen.“ Aus dem Französischen von E. v. Alvensleben. 2. Bd. Ebd.

Der Laternenwärter. Aus dem Englischen übersetzt von W. E. Drugulin. 4. Bd. (Amerikanische Bibliothek 111. Bd.) Leipzig, 1854. Chr. G. Kollmann.

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Hünze. — Druck und Verlag von Friedrich Rückmann.

In Commission von Bruno Hünze in Leipzig.